Josef Kienlechner

*1903 Dessau - +1985 Bracciano bei Rom

Paula Geiger Blanckenburg Juni 1938

Werk und Persönlichkeit dieses Malers bilden eine Synthese, die für die Geschichte des deutschen Geistes im Süden bezeichnend wurde. Kien ist in den deutschsprachigen Gebieten der Alpen aufgewachsen; seit längerer Zeit lebt und wirkt er in Südtirol und in Rom. Man könnte ihn als einen deutschen Romantiker mit lateinischer Grammatik bezeichnen.

Es handelt sich um eine poetische Synthese abgewogener Gleichgewichtsverhältnisse und gleichsam traumhafter Farbwerte. Persönlichkeit und Werk Kiens werden durch eine beharrliche Sensibilität gekennzeichnet. Neugierig, aber taktvoll sucht sie hinter den Dingen nach selbständigen Schatten und gebundenen Lichtern. Die Fassaden der Dinge werden dabei verändert, sie verlieren ihre natürlichen Dimensionen. In Zeichen wandeln sie sich um für das, was hinter allem Lebendigen wirkt, für das wirkende Unerkennbare. Eine sichere malerische Kultur lässt auch nicht den kleinsten Teil einer Fläche verkümmern. Der Tastsinn, den er für das Unfassbare entwickelte, verlor nichts von seiner Sensibilität für das Greifbare. Kien versucht also, über den Doppelcharakter des Seins, nämlich des Unsichtbaren und des Sichtbaren, zu »informieren«. Erneut spiegelt sich darin das Doppelschicksal von Nord und Süd: Die magische Landschaft der Blauen Blume fügt sich den linearen Umrissen des Mittelmeeres an.

In Berlin studierte Kien 1919 bei Leo von König und 1920-23 an der Akademie bei Carl Hofer. 1926-32 lebte er in Frankreich; in Paris stellte er 1928 zum ersten Mal im Salon d'Automne aus. Am stärksten wirkten Derain und Braque auf ihn. In Paris war er mit Leon Stein, dem Bruder Gertrudes, befreundet. Die erste Kollektivausstellung seiner Werke fand 1930 in der Galerie de la Seine statt. Kien reiste in die Bretagne und in die Provence, wo er der südlichen Landschaft erstmals begegnete. Danach ermöglichte ihm der Sammler Linson-Levinson für drei Jahre ein sorgloses Arbeiten. 1937-38 lebte Kien in Rom. Die Kriegsjahre bis 1941 verbrachte er in Zürich und Ascona. 1942 kehrte er nach Rom zurück; doch 1943 siedelte er wegen der dortigen Kriegswirren nach Südtirol über. 1946-51 lebte er in Murnau; seitdem werden seine Werke auch im Haus der Kunst in München ausgestellt. 1955 ließ er sich in Rom nieder, wo durch das Mitwirken seiner Frau sein Haus einen Mittelpunkt geistiger Geselligkeit bildet.

Ab 1958 vollzog Kien den Übergang zur gegenstandslosen Malerei. Er schmückte auch Kirchen aus. Beispielsweise entstanden 1961-62 für die Altarwand der Hauskapelle im Konvent der Steyler Missionare in Nemi bei Rom das große Mosaik der »Verkündigung an Maria« und 1962 für die Kapelle der Schwestern von Bethania auf dem Monte Mario in Rom Fenster in Antikglas. Ferner schuf er Wandteppiche und Marmorintarsien. International bekannt wurde sein ungegenständliches Wandmosaik »Komposition« von 1963. Werner Haftmann bemerkte über Kien: »Es geht ihm darum, aus den gegenständlichen Hinweisen der Natur und der in der Vorstellung entstehenden Vision im Ordnungsfeld des Bildes eine strenge Konstruktion zu schaffen.« Die Themata bleiben bei dieser unmittelbaren, also unreflektierten Art zahlenmäßig gering. Kien begnügt sich damit, die seinserschließenden Merkmale der Landschaft und des alltäglichen Dinges, die Symbolik der menschlichen Figur meist außerhalb jedes zweckgebundenen Tuns oder jenseits eines sinnbestimm-ten Geschehens darzustellen. Er verzichtet somit bewußt auf die endlosen Serien alogischer Motive, die den Surrealismus kennzeichnen. Weil eine spezifische Treue zur »peinture« seine Entwicklung so stetig er-scheinen läßt, konnte Paul Nizon mit Recht feststellen, daß Kiens Malerei in ihrer modernen Sprache den Stempel der Glaubwürdigkeit trage.
Kien schrieb: »Während des Arbeitens möchte ich das Denken möglichst ausschalten. Gewiß mache ich mir Gedanken über Formprobleme, über Farbwerte, die den Raum bestimmen; aber dies alles geschieht außerhalb der eigentlichen Arbeit am Bild. Die weiße, leere Leinwand bedeutet für mich ein unbekanntes Land, das ich nun begehen muß. Dieser Gang ist gerade am Anfang ungemein erregend. Ich setze Töne und Linien auf die Leinwand, die mir ersten Halt bedeuten. So entsteht langsam das Bild, wenn Farben und Formen miteinander zu reden beginnen und sich gegenseitig steigern. Immer wieder sind Zerstörungen und Veränderungen notwendig. Erst wenn jeder hingesetzte Farbwert mir als die natürlichste Sache der Welt erscheint, wenn ich keine Schwere und Mühe mehr empfinde, darf ich die Hoffnung haben, zu einem guten Ende zu kommen. Dann entdecke ich fast immer Assoziationen zu einem Naturerlebnis, zu Gesehenem und Erlebtem.«

G. R. Hocke in »Kindler Malerei-Lexikon«, Band 3

Biographische Notizen

1903 Geboren am 30. Juli. Bis 1918 in Bozen.

1919 Berlin. Studium der Malerei bei Leo von König.

1920-23 An der Berliner Akademie Schüler von Carl Hofer.

1923-24 Militärdienst in Florenz. Bekanntschaft mit Oskar Reinhart und Aldo Palazzeschi.

1925-26 Innsbruck. Gründet mit Malerfreunden die »Innsbrucker Sezession«, die sich nach einer einmaligen Ausstellung in der Kunsthandlung Unterberger wieder auflöst. — Freundschaft mit Josef Leitgeb, Carl Dallago und Mitarbeitern der Zeitschrift »Der Brenner«.

1926 Nach Paris.

1928 Stellt im »Salon d'Automne« aus. Der Sammler Dr. Linson-Levinson ermöglicht ihm, durch regelmäßige Ankäufe in Frankreich zu bleiben. Aufenthalt in der Normandie, Bretagne, Südfrankreich und Holland. In Paris Bekanntschaft mit Andr6 Derain, Giacometti, den Schweizer Künstlern Gimmi, Wehrlin, Gubler, dem Bildhauer Despiau, Benninger und dem Sammler L6on Stein.

1932-37 Berlin, München, Bozen, Ascona.

1935 – 38 Josef Kienlechner kommt nach Neubeuern und arbeitet im Eichendorffhaus in Altenbeuern und besucht Ottonie Gräfin Degenfeld in Hinterhör

1937-38 Rom.

1939-42 Ascona, als Gast von Dr. Linson-Levinson. Begegnungen mit Erich Maria Remarque, Leonhard Frank, dem Maler Christian Rohlfs.

1942-43 Rom.

1943-45 Als Dolmetscher zum Militärdienst eingezogen.

1946 Murnau/ Oberbayern.

1949 Ausstellung im »Institut Fran9ais« in Innsbruck. Als Illustrator für die »Süddeutsche Zeitung« und die »Neue Zeitung« tätig.

1950 Zum ersten Mal in der »Großen deutschen Kunstausstellung« in München vertreten, an der er weiterhin alljährlich teilnimmt (Neue Gruppe). Ankäufe der »Staatlichen graphischen Sammlung«, München

1951 Ankauf durch die Farleigh-Dickinson-Collection, New Jersey/USA.

1952 Bozen. Erhält den 1. Preis und Auftrag für einen Wandteppich für das Landhaus-Gebäude in Bozen. Nimmt an einer Gruppenausstellung in der »Galerie Würthle« in Wien teil. Ankauf durch die »Albertina«, Wien.

1955 Rom.

1956 Wandteppich für die Sparkasse Murnau.

1957 Mosaik für das Verwaltungsgebäude der Pharmazeutischen Fabrik „Siegfried" in Säckingen.

1960 Glasfenster für die Kirche des Ordens der Bethanier, Rom.

1961 Mosaik für die Apsis und Fußboden-Marmorintarsien im »Internationalen Studienzentrum« der Steyler Missionare in Nemi bei Rom.

1962 Wandmosaik für das Landhaus Prof. Paul Goll-witzer und Frau Marianne, Seehausen bei Mur-nau/Oberbayern.

1963 Wandmosaik für die »Katholische Universität« in Taipeh/Formosa.

1964 Teilnahme an der Ausstellung »Modern Tapestry in Germany« in Kairo und Alexandria.

1965 Aufenthalt in Spanien. Reise nach Irland.

1965-66 Arbeit an den Glasfenstern für die Kirche der Steyler Missionare in Schloß Donamon bei Ros-common/Irland.

1966 Reise nach London, Aufenthalt in Irland und Paris.

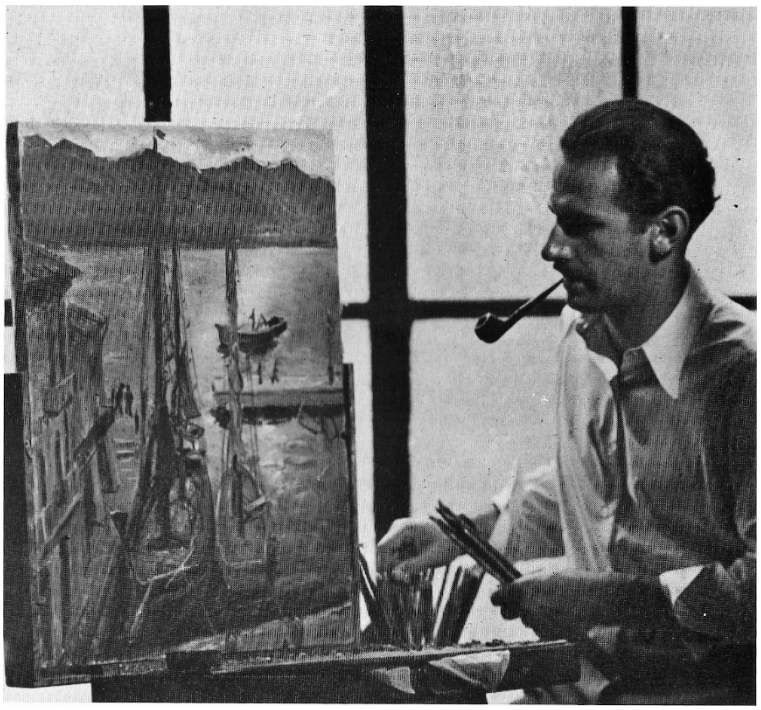
1967 »Mostra nazionale di pittura«, Trient. Erhält den Preis für »Künstler der Region Trentino-Südtirol« (Jury: Maurizio Calvesi, Luigi Lam-bertini, Giuseppe Marchiori, Marco Valsecchi).

1970 Zweiter Spanienaufenthalt.

1972 Ankauf durch die »Gesellschaft der Freunde des Hauses der Kunst«, München.
Mosaik im Landhaus Dr. Dr. h. c. Ulrich Finsterwalder (Chiemsee).

Seit 1970 lebt und arbeitet Kien in Bracciano bei Rom, Südtirol und Deutschland

In: KIEN (Josef Kienlechner), Verlagsanstalt Athesiadruck, Bozen 1978, S. 16



Die Tochter von **Josef Kienlechner, Susanne** erzählt:

leider besitze ich keine Zeichnungen oder Gemälde meines Vaters aus Neubeuern oder Hinterhör. Das Einzige was es aus der Zeit gibt, als er sich in Neubeuern aufhielt, ist das unten abgebildete Portrait meiner Mutter. Wann er es aber genau malte, als er sie etwa ein Jahr vor der Hochzeit am 4. September 1937 kennenlernte, ist schwer zu sagen, da das Gemälde nicht datiert ist. Die Hochzeitsfeier fand in Bergen bei Traunstein auf dem Aicherhof statt. Mein Vater hielt sich nach den Aussagen meiner Mutter - außer in der Zeit als sie dann für kurze Zeit nach Rom übersiedelten, immer wieder in Neubeuern auf. Als ich am 17. Dezember 1938 in Berlin geboren wurde lebten meine Eltern bereits wieder in München. Von dort aus fuhr mein Vater so lange es möglich war mit dem Auto - manchmal auch täglich - nach Neubeuern - um zu malen oder Freunde zu sehen. Ab etwa 1941 oder 42 hielt er sich wieder häufiger in Südtirol auf und kam auch kriegsbedingt immer seltener zu Besuch nach Bayern. 1943 zogen wir mit meiner Mutter auf den Aicherhof. Mein Vater arbeitete von 1935-1938 im Haus der Nachkommen von **Josef von Eichendorff**, das 1934 der **Bankier Schinkel** erwarb (https://de.wikipedia.org/wiki/Max_von_Schinckel), Geschäftsinhaber der Disconto Gesellschaft,). **Schinkel** war ein Kollege meines Großvaters **Dr. Franz Boner** (1868-1941)

Das Eichendorffhaus in Altenbeuern früher und heute (Foto: Reinhard Käsinger 2018)

Wir nehmen Abschied von unserer Mutter

Irene Hart

geb. Boner

* 25. Oktober 1914 † 4. Juli 2010

Susanne Kienlechner
Katharina Gligoris-Kienlechner
Clemens Kienlechner
Enkel und Urenkel

Gottesdienst am Freitag, dem 9. Juli 2010, um 11.00 Uhr in der St. Pankratius-Kirche in Mitterfischen mit anschließender Beerdigung.

Josef Kienlechner, Portrait **Irene Boner** (geb. 1914 in Bremen) um 1937, Öl auf Leinwand 54 x73 cm.

Das obige Portrait wurde damals als Titelblatt in der Zeitschrift "Die Dame" in Farbe abgebildet. **Julie Freifrau von Wendelstadt, geb. Gräfin von Degenfeld Schonburg** war meine Patentante.
Ich bin 1938 geboren, habe **Julie Wendelstad**t aber nie gesehen.

v.l. Mima von Jonquiéres, Maria Müller, Emma Hollinger, Fritz-Herko von Schwartz, Traudl Wiesböck, **Alice Köpke** in den 60er Jahren

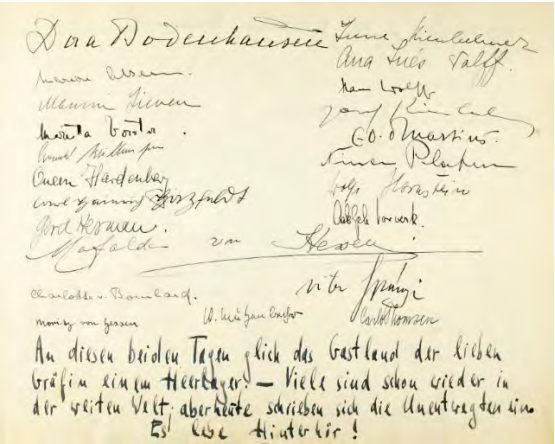
Erinnern kann ich mich aber sehr gut an **Alice Köpke.** die **Gräfin Degenfeld** und den **Graf Stauffenberg** genannt "Dölt" und das Ehepaar **Baron Wolf** und deren Kinder, **Mima Jocquières,** den **Maler Reuther,** da wir in den fünfziger Jahren öfters mit meiner Mutter diese Freunde besuchten.

Heinrich von Hessen, der auch in Neubeuern war, der Bruder von **Moritz von Hessen** kam als 10jähriger Junge, bevor ich auf der Welt war, mit meiner zweiten Patentante, die ich einmal 1962 erlebt habe, **Alexandra Hardenberg** am 23. 5. 1937 mit **Ottonie von Degenfeld** auf den Aicherhof in Bergen bei Traunstein (seit 1934 der Ansitz in Bayern meiner Großmutter **Lisa-Strube Boner** 1881-1967) zu Besuch. Sie sind im Gästebuch eingetragen.

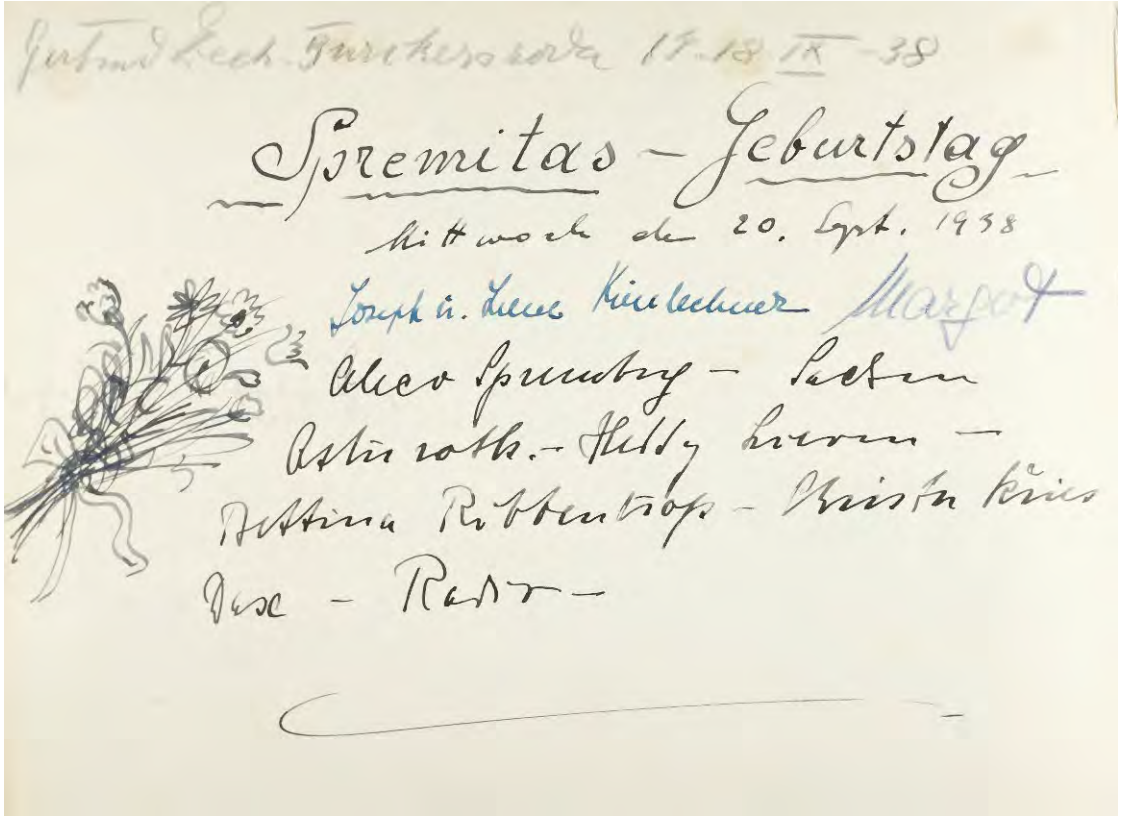
Moritz und Heinrich von Hessen Schüler Schloss Neubeuern ab 1937 mit ihrer Mutter **Mafalda**

Mai 1939 in Hinterhör

hi. mit Pfeife **Josef Kienlechner** – re. neben ihm seine **Frau Irene Kienlechner-Boner** -
re. daneben **Christa Gräfin Colloredo** – re. sitzend **Mafalda von Hessen** – li. sitzend ihr Sohn **Moritz von Hessen** – li. neben ihr **Anna Ines Wolff** - daneben **Heinrich von Hessen** –
Privatbesitz **Susanne Kienlechner**



Gästebucheintrag Band VIII Hinterhör
u.a. **Dora Bodenhausen** – **Irene Kienlechner** – **Anna Ines Wolff** – **Josef Kienlechner** – **Mafalda von Hessen** – **Moritz von Hessen**



Gutenbach-Furtkesrode 17.-18. IX. 38

Eremitas-Geburtstag

Mittwoch den 20. Sept. 1938

Joseph u. Irene Kienlechner Margot

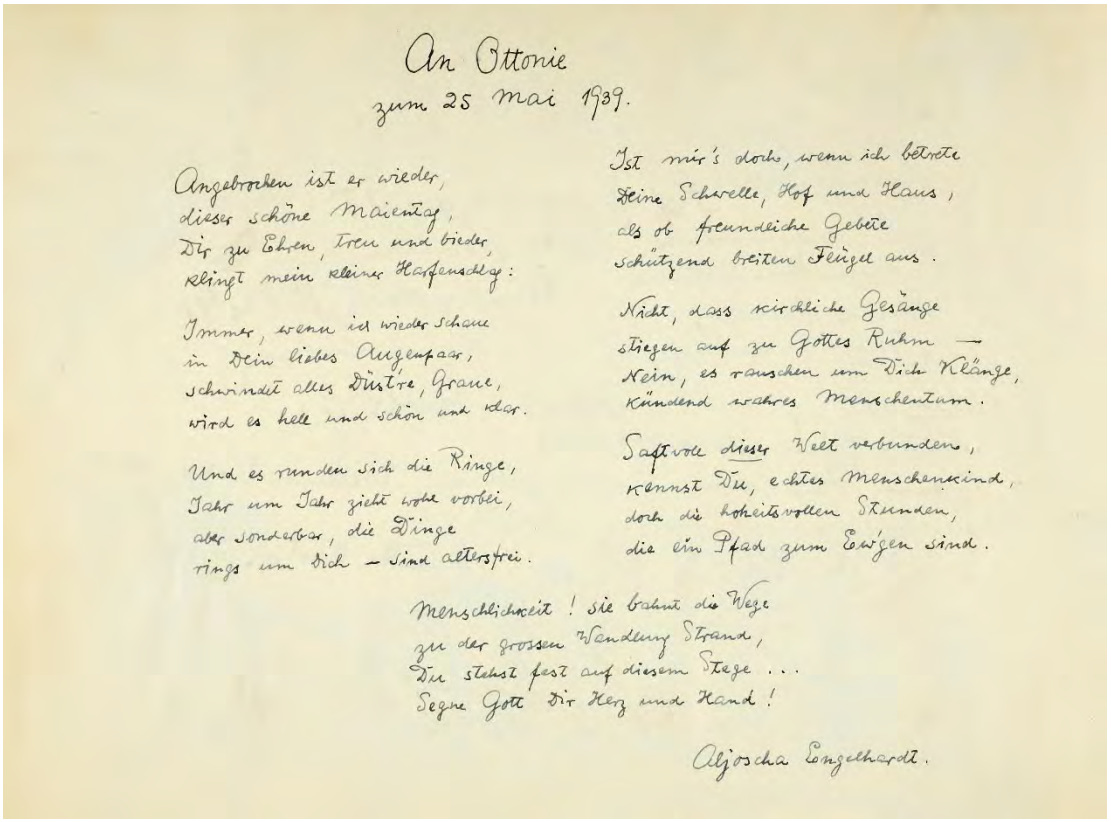
Alex Sprenberg – Lachen

Astrid v. Th. – Hilly Lerch –

Bettina Ribbentrop – Christa Kies

Rose – Rabr –

Gästebücher Schloss Neubeuern Bd. X
Josef und **Irene Kienlechner** mit **Bettina Ribbentrop** im September 1938 in Hinterhör



An Ottonie
zum 25 Mai 1939.

Angebrochen ist er wieder,
dieser schöne Maientag,
Dir zu Ehren, treu und bieder,
klingt mein kleiner Harfenschlag:

Immer, wenn ich wieder schaue
in Dein liebes Augenpaar,
schwindet alles Düstre, Graue,
wird es hell und schön und klar.

Und es runden sich die Ringe,
Jahr um Jahr zieht wohl vorbei,
aber sonderbar, die Dinge
rings um Dich – sind altersfrei.

Ist mir's doch, wenn ich betrete
Deine Schwelle, Hof und Haus,
als ob freundliche Gebete
schützend breiten Flügel aus.

Nicht, dass kirchliche Gesänge
stiegen auf zu Gottes Ruhm –
Nein, es rauschen um Dich Klänge,
kündend wahres Menschentum.

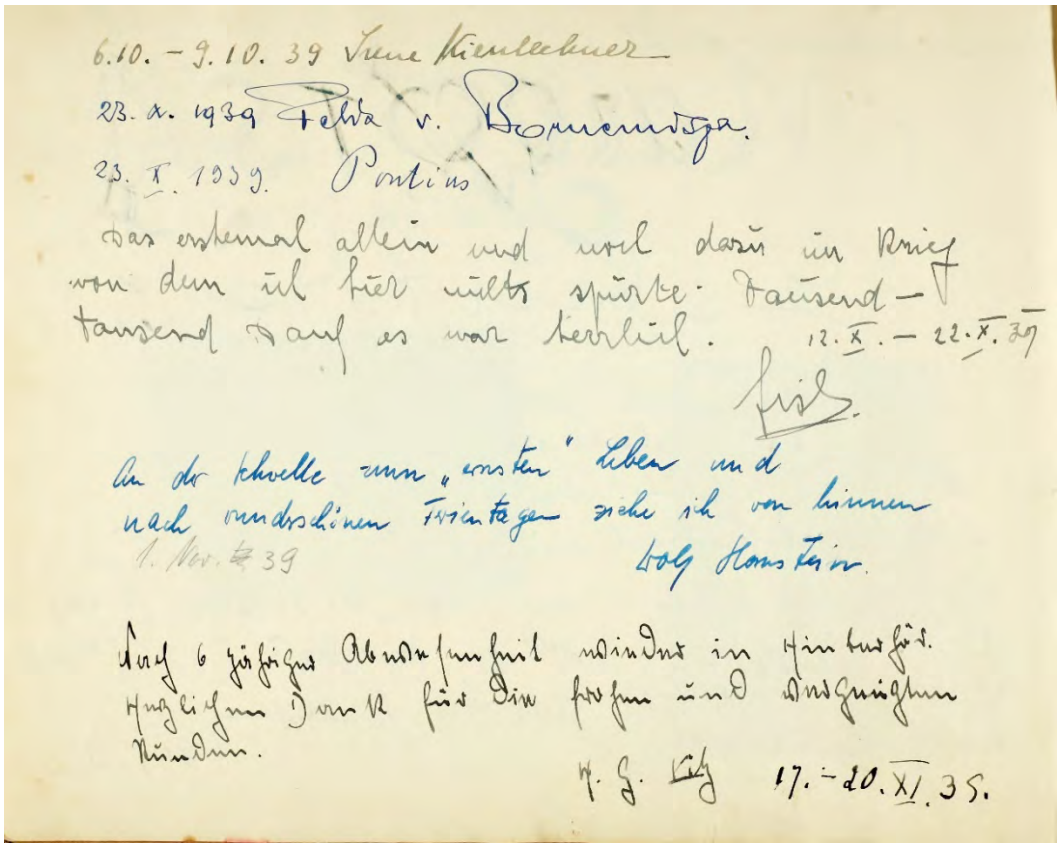
Saftvoll dieser Welt verbunden,
kennst Du, echtes Menschenkind,
doch die hoheitsvollen Stunden,
die ein Pfad zum Ewigen sind.

Menschlichkeit! sie bahnt die Wege
zu der grossen Wandlung Strand,
Du stehst fest auf diesem Stege ...
Segne Gott Dir Herz und Hand!

Aljoscha Engelhardt.

Gästebücher Schloss Neubeuern Bd. X
Ottonie zum 57. Geburtstag 25. Mai 1939 **Aljoscha Engelhardt**

Gästebücher Schloss Neubeuern Bd. X
Josef und **Irene Kienlechner Aljoscha Engelhardt** im Mai 1939 in Hinterhör zur Geburtstagfeier



6.10. – 9.10. 39 Irene Kienlechner

23. X. 1939 Felix v. Bonnemitza.

23. X. 1939. Portius

Das erstemal allein und weil dazu ein Brief von dem ich hier nichts spürte. Tausend – tausend Dank es war herrlich. 12. X. – 22. X. 39

Felix

An der Schwelle zum „ersten" Leben und nach wundschönen Feiertagen scheide ich von hinnen

1. Nov. 39 Wolf Hanstein.

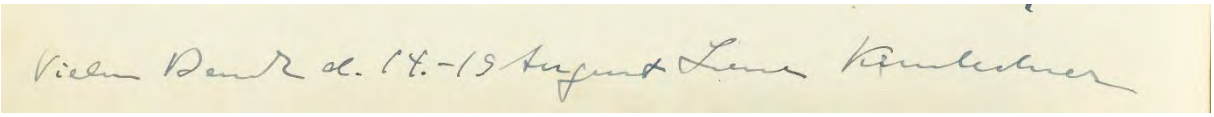
Auch 6 jährige Abwesenheit wandert in Hinterhör. Herzlichen Dank für Ein- und Ausgänge Kundin.

W. G. Kitz 17. – 20. XI. 35.

Gästebücher Schloss Neubeuern Bd. X
Irene Kienlechner 6.-9. Oktober 1939

Gästebücher Schloss Neubeuern Bd. X
Josef Kienlechner im Frühling 1940 in Hinterhör

Gästebücher Schloss Neubeuern Bd. X
Gräfin Ottonie mit AbiturientInnen im Frühling 1940 in Hinterhör



Gästebücher Schloss Neubeuern Bd. X
Irene Kienlechner 14.-19. August 1942 in Hinterhör

„DAS ZARTE LEBT LÄNGER ALS DAS STARKE”

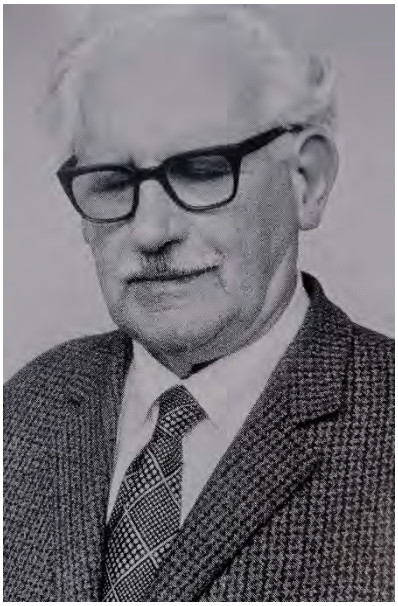
Dieses alte chinesische Sprichwort liebt Josef Kien besonders: mehr als eine lange Beschreibung kennzeichnet es seine Lebenseinstellung, charakterisiert es den sensiblen Maler.

Der Bozner Josef Kien (geb. 1903 in Dessau) lebt heute — nach langen Aufenthalten in Berlin, Frankreich und Spanien — am Bracciano-See bei Rom. Hierzulande ist sein Werk noch viel zu wenig bekannt; umso erfreulicher, daß er sich Ende September nach langer Zeit in der Bozner Goethe-Galerie wieder dem einheimischen Publikum stellt. Zahlreiche Ausstellungen im In- und Ausland weisen Kien als subtilen Maler aus. International ist er 1963 mit einem Mosaik für die Universität Fu-Jen, Taipö (Formosa) und 1965 mit 8 Glasfenstern für die Kirche in Castle Donamon (Irland) besonders hervorgetreten. Die bekanntesten Kunstkritiker fanden für sein Oeuvre Anerkennung: Giulio Carlo Argan spricht von „poetischer Klarheit", Paul Nizon von „malerischer Kultur" und Werner Haftmann faßt zusammen: „Die Bilder Kien's wollen anspruchsvoll gewertet werden, umso mehr, als in ihnen aus Herkunft und Menschlichkeit dieses Malers, der konstruktive Geist der Franzosen und Italiener sichtbar wird, der für die deutsche Moderne ein Stimulans der Flächenordnung wurde". Josef Kien hat sich freundlicherweise bereit erklärt, für ARUNDA in drei Folgen aus seinem bewegten Leben zu berichten.

EINE ART BIOGRAPHIE

Liebe Freunde!

Sie fragen mich nach meinen Jugenderlebnissen in meiner Heimatstadt Bozen, nach dem kulturellen Leben in jener Zeit. Da muß ich Ihnen gleich sagen, daß ich Bozen bereits 1918 im Alter von 15 Jahren verlassen habe. Grund waren meine miserablen Schulzeugnisse, welche meine arme Mutter veranlaßten, mich in ein Institut nach München zu verschicken. Dort hielt ich es kein Jahr aus und eines frühen Morgens kletterte ich mit einem kleinen Koffer über den Zaun des Gartenhauses in •der Loristraße, ging zum Hauptbahnhof und kaufte mir für meine fürsorglich zusammengesparten 20 MK eine Fahrkarte nach Berlin. Dazu muß ich sagen: mein Vater war in jener Zeit Professor für Gesang am Klindworth-Scharwenka-Konservatorium in Berlin. Gutmütig und leichtsinnig wie er war, lud er mich vor Beginn meiner Institutszeit auf 14 Tage zu sich nach Berlin ein. Ich war bei dieser ersten Berlinreise restlos fasziniert von dieser Stadt — die vielen Erlebnisse, die jeden Tag auf mich zukamen. versetzten mich in einen euphorischen Zustand. Mich hat vor allem das Theater und besonders der Film, der in jenen Jahren die ersten künstlerisch ernstzunehmenden Leistungen hervorbrachte, begeistert. Ich lernte durch meinen Vater viele berühmte Schauspieler und Regisseure kennen. So Conrad Veith, Max Pallenberg, Karl De Vogt, einmal wurde ich auch zu einer Probe von „Wie es euch gefällt" von Shakespeare bei Max Reinhardt mitgenommen. Mit meinem Vater war ich auch bei dem später weltberühmten Filmregisseur Fritz Lang. Die Tage vergingen im Fluge, es hieß Abschied nehmen von den vielen aufgeschlossenen Menschen, vom Kurfürstendamm, der Kaiserallee, in der mein Vater wohnte, von den fast täglichen Theater- oder Opernbesuchen zurück, nach München in das eintönige Institut in der Loristraße, wo meine begeisterten Schilderungen über Berlin mir Hohn und Spott von Seiten meiner Mitschüler, und was schlimmer war, den Ärger der Professoren einbrachten. Ein kaum sechzehnjähriger Schüler, der die Theaterstücke von Ernst Toller las und verteidigte und vom Film schwärmte, war für die konservativen Geister der Dr. Ustrichschen höheren Bürgerschule zu viel. So bin ich eigentlich mit meiner Flucht in den noch dunklen Morgenstunden einem Hinausschmiß zuvorgekommen.



Mein Vater war natürlich nicht entzückt über meine so gar nicht vorgesehene Wiederkehr in die Reichsmetropole. Er wollte von meinem festen Entschluß, auf keinen Fall nach München zurückzukehren, nichts wissen, ich aber beteuerte leidenschaftlich, lieber wollte ich mir beim Film oder Theater — wenn nötig mit den geringsten Dienstleistungen — mein Brot selbst verdienen. Ich versicherte ihm, daß ich, wenn er mich zurück ins Institut schicken würde, beim nächsten Klassenausflug nach Grünwald in die Isar springen werde. Ich las ihm ein kurzes Exposé für ein Filmmanuskript vor, das

ich im Institut verfaßt hatte, sprach von Regie-Ideen, daß ich vor allem mich mit Bühneninszenierungen befassen möchte. Das war der Punkt, wo mein Vater aufhorchte — den Stapel von Zeichnungen (ich zeichnete so gut wie alles, Kinder, Hunde, Mitschüler auf der Schulbank, machte Karikaturen von Schulmeistern, zeichnete Bäume, Plätze und viele Selbstporträts), die ich alle mitgebracht habe, bewunderte mein Vater sehr, besonders wohl, weil er selbst gar kein Talent für Zeichnen und Malen besaß. Ich spürte, daß ich im Kampf mit meinem Vater ein paar Meter Boden gewonnen hatte. Sein Gesicht erhellte sich etwas, er schaute mich lange an und sagte nichts mehr.

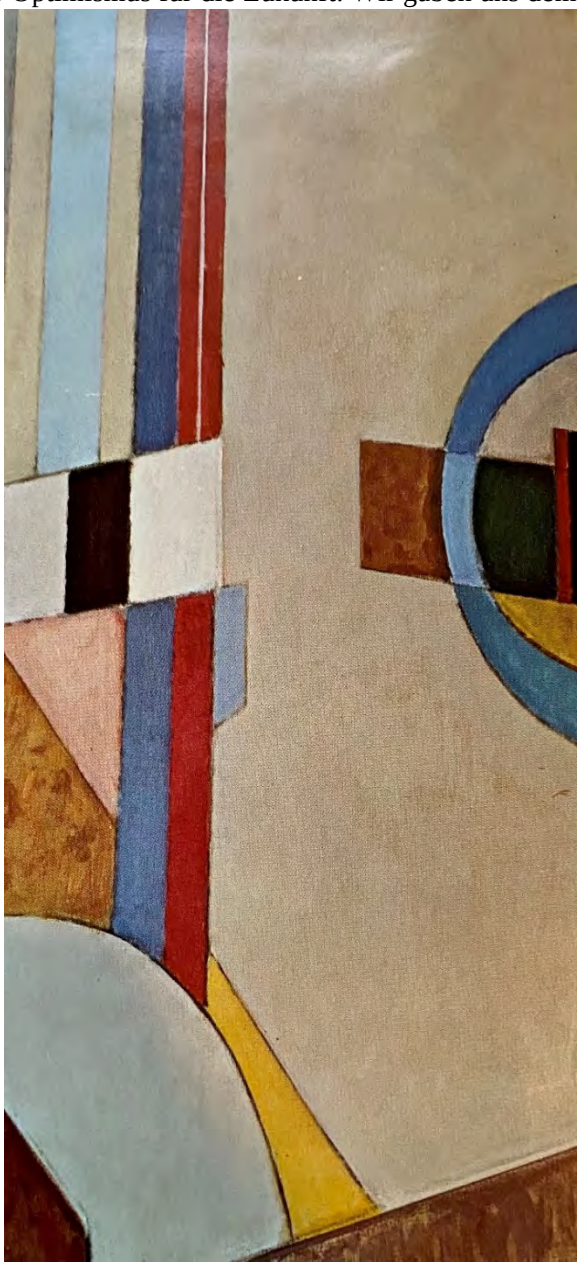
Wir fuhren mit der U-Bahn zur UFA, Fritz Lang war in seinem Studio und begrüßte meinen Vater aufs herzlichste. Auch zu mir war er sehr freundlich und als mein Vater ihm sein Leid über seinen Sohn und dessen Ambitionen vortrug, frug er mich, wie alt ich sei. Er schüttelte den Kopf: „Ja, um Gottes willen, sechzehneinhalb Jahre und da willst Du in unseren Affenstall herein?" Dann sah er sich die Zeichnungen an, fand sie begabt. „Schick doch den Buben auf eine Kunstschule, denn Talent hat er. Mit der Zeit wird sich dann schon herausstellen, was in ihm drinnen steckt". Zu mir sagte er, der Film wäre nichts für einen jungen Menschen wie mich — ein großer Jahrmarkt der Eitelkeiten und der Intrigen. Und überhaupt wäre alles mies hier. „Herr Lang" sagte ich „Sie waren ja Maler und sind dann zum Film gegangen". Lang sagte eine Zeitlang nichts, lächelte ein wenig und zog dann aus seiner Jacke eine Brieftasche, die mit 100 Mark Scheinen gespickt war, klopfte mit der flachen Hand drauf. „Siehst Du, wenn man da einmal Blut geleckt hat, kann man’s nicht mehr lassen". Ich glaubte ihm kein Wort — er wollte mir einfach meine Illusionen zerstören und dies gelang ihm auch, da ich mir einen Meisterregisseur doch anders vorgestellt hatte.

So landete ich schließlich auf einer Malschule bei einem mediokren Landschaftsmaler in der Kantstraße. An der Haustüre war ein Schild angebracht: „Hans Licht *Kunstschule* — Ausbildung bis zur völligen Kunstreife". Die Schüler waren meist ältere Fräulein und pensionierte Offiziere, die sich hauptsächlich bemühten, die schöne Tönung von Kupferblumenvasen täuschend nachzuahmen. Einzelne wagten sich auch daran, eine „Wolkenstimmung über dem Warmsee" nach einem Werk des Meisters Licht zu kopieren. Nach wenigen Wochen erging es mir dort nicht viel anders als auf der Ustrichschen Bürgerschule in München. Mein Vater gab mich zu einer ostpreußischen Familie, die am Halensee ein Haus hatte, in Pension. Das waren liebe Leute, eine Tochter war Lehrerin, sehr kunstbegeistert und avantgardistisch interessiert. Sie war sehr nett zu mir. Ihr verdanke ich die erste Bekanntschaft mit der modernen Malerei. Es gab 1920 bereits das „Kronprinzenpalais", welches als Museum für moderne Kunst eingerichtet war. da hing der „Turm der blauen Pferde" von Franz Marc, Aquarelle von Paul Klee, die Maler der „Brücke" (Pechstein, Schmidt-Rottluff, Nauen, Kirchner). Diese heute weltberühmten Maler hingen zwar dazumal noch etwas schüchtern im dritten Stock, aber sie waren immerhin schon in einem Museum aufgenommen. Und das war nun mein zweites großes Erlebnis in Berlin. Ich konnte mich von diesen Bildern nicht trennen, lange lange Zeit wandelte ich im Museum herum. Im ersten Stock waren Bilder u. a. von Purrmann und Kokoschka. Es zog mich aber immer wieder zu den Bildern von Pechstein, Klee und Franz Marc, bis ich dann spät am Mittag mit der Stadtbahn nach Halensee fuhr — d. h. ich war noch so in den Bildern versunken, war so verträumt, daß ich zwei Stationen zu weit fuhr und erst gegen 3 Uhr zum Mittagessen heimkam.

Die Malklasse des Malers Licht war entsetzt über meine Begeisterung für so eine Art Malerei. „Gehen Sie doch ins Kronprinzenpalais", sagte ich, „da sehen Sie, was Kunst ist". Ein Sturm der Entrüstung brach los: „Das soll Kunst sein, das ist übelste Judenmache, Hochstapler, Schwindler, Nichtskönner, sind das". Ich geriet in Wut, hielt mit meiner Meinung nicht zurück, sagte den Herrschaften auch, was ich von ihrem Gepinsle halte. Ich hielt mich wohl etwas länger im Vorraum des Ateliers auf, als man drinnen vermutete. So hörte ich noch, wie der pensionierte Major der Ansicht war, daß man mir „frechen Bengel links und rechts eene herunterhaujen" sollte. So war auch das Kapitel "Licht Malschule" abgeschlossen.

Ich lernte einige Maler der Berliner Sezession kennen, so auch Eugen Spiro, der mich zu Leo von König schickte. König war und ist auch heute noch ein sehr geschätzter Künstler. Eines seiner besten Bilder „Pariser Kaffeehaus" hing im Kronprinzenpalais. Er war ein Bewunderer Manets und von den deutschen Malern hielt er am meisten von Lovis Corinth. Das war aber auch nur ein Intermezzo. Ich sah Bilder von Karl Hofer, der gerade als erster moderner Maler als Professor an die Berliner Akademie berufen wurde. Seine Bilder berührten mich dazumal zutiefst. Es war mein sehnlichster Wunsch, in seiner Malklasse aufgenommen zu werden. Mit einigen meiner Produkte unter dem Arm pilgerte ich nun zum Atelier Hofer in der Freiherr von Stein Straße. Ich stieg die vielen Treppen hinauf bis zur Tür, an der ein Schildchen angebracht war: „Karl Hofer" — und traute mich nicht zu klingeln. Am nächsten Tag kam ich wieder und dann klingelte ich. Hafer öffnete die Tür, ich stotterte irgendwas daher, daß ich Maler werden möchte und wie ich seine Bilder bewundere.

Hafer nahm mich in seine Klasse. Ich brauchte auch keine Aufnahmsprüfung für die Akademie zu machen, die sonst üblich war, da Hofer ja eine Meisterklasse hatte. Ich war selig. Meine Klassenkameraden waren alle begabten Leute und vor allem verstand ich mich prächtig mit ihnen. Da war der Maler Fei-busch, der später in London sehr erfolgreich war. Gegen Ende meiner Zeit bei Hofer kam auch Ernst W. Nay in unsere Klasse. Wir verstanden uns alle — waren richtige Kameraden, begeisterten uns für die ersten Filme von Charlie Chaplin und Buster Keaton und waren nach dem grauenvollen ersten Weltkrieg trotz allen Elends voller Optimismus für die Zukunft. Wir gaben uns dem Irrtum hin, daß die Menschheit, aus der durch eigene frivole Dummheit heraufbeschworenen Katastrophe was lernen würde.



Im Sommer 1921 während der Semesterferien war ich wieder in Bozen und Seis. Ich malte ziemlich fleißig weiter, hatte auch kleine Erfolge mit Porträtmalereien, die mir aber nicht immer abgenommen wurden. Es gab wenig Verständnis in jener Zeit für moderne Kunst im Land Tirol. Die große umstrittene Persönlichkeit war Egger Lienz, der von ganz wenigen Bozner Bürgern anerkannt und gekauft wurde. Mein Vater wollte unbedingt die Meinung von Egger Lienz über mein Talent wissen. Eines Morgens spazierten wir also hinaus nach Rentsch zum schönen Anwesen, in dem er wohnte. Egger war eher klein von Statur, mit ungewöhnlich durchdringenden schwarzen Augen. Meinen Vater kannte und schätzte er; so nahm er sich die Zeit meine mitgebrachten Bilder anzusehen. Ich erzählte gleich vom Berliner Kunstleben, schwärmte von Cezanne, der in der Hoferklasse unser Gott war und wie schön ich die Bilder von Hofer und Kokoschka fände. Damit erregte ich den Zorn des Meisters. Er begann recht erregt gegen diese Strömungen in der Malerei loszuschimpfen, Cezanne war für ihn eine vom Kunsthandel aufgeblasene Null und an einer Reproduktion eines Hoferbildes, das ich bei mir hatte, wollte er mir beweisen, wie miserabel gezeichnet das alles war. Kurz, wir verstanden uns gar nicht, obwohl mir einige Landschaften, die in seinem Atelier hingen, recht gut gefielen. über meine Arbeiten sprach er mit meinem Vater allein. Der Nachhauseweg von tiefstem Schweigen begleitet. Mein Vater schien recht mißmutig zu sein. Plötzlich hob er seinen Bergstock, hielt ihn waagrecht vor mich hin und sagte: „Siehst Du, so groß hab ich gedacht, ist Dein Talent" — er zeigte dabei die ganze Länge des Stockes an — „und so groß ist es". Dabei ließ er ein kleines Stück vom Ende des Stockes noch sehen. Ich war nicht so überrascht über das Urteil des Meisters und auch nicht erschüttert über seine Meinung: „Ich hätte zwar Sinn für Farbe, aber es fehle an meinem zeichnerischen Können". Für mich stand felsenfest, daß Karl Hafer meine Begabung zweifellos gerechter beurteilte als Egger Lienz. Auch daß Cezanne der ungleich größere Maler war als Egger Lienz. Damit möchte ich nicht sagen, daß Egger nicht die markanteste •Künstlerpersönlichkeit jener Zeit in Südtirol war und manche Werke geschaffen hat, die sicher die Zeit überdauern werden. Trotzdem er als anerkannter Maler seinen Wohnsitz in Rentsch bezogen hatte, litt er doch sehr unter der Engstirnigkeit der meisten Landsleute. Er hatte wohl auch finanzielle Schwierigkeiten (hier wäre der Bozner Kaufmann Emil Duca zu nennen, der sich mit größter Begeisterung für sein Werk einsetzte und seine Bilder kaufte und auch versuchte, Freunde für seine Kunst zu gewinnen). Traurig war es, daß Egger Lienz wahrscheinlich aus wirtschaftlichen Gründen

ein Erfolgsbild wie „das Mittagessen" an die 14-mal (so erzählte man damals jedenfalls) wiederholt hat. Zu seinen Bewunderern gehörte auch der Philosoph Carl Dallago, der ein Jugendfreund meines Vaters und mein Taufpate war. Trotz des für die damalige Zeit besonders krassen Unterschiedes der gesellschaftlichen Stellung — Dallago war ein wohlhabender Bürgersohn, mein Vater Schmiedegeselle — verband die beiden eine innige Freundschaft. Sie wollten gemeinsam die Welt verbessern, im Besonderen revolutionierten sie gegen ein allzu sattes Bürgertum und gegen jeden Standesdünkel. Dallago fühlte sich als eine Art Messias, wollte sich nur noch in der Einsamkeit religiösen und menschlichen Problemen widmen. Er überließ sein ganzes Vermögen sowie ein angesehenes Geschäft unter den Lauben seiner Familie. Er zog sich in ein bescheidenes Haus in Nago oberhalb Torbole am Gardasee zurück und begann seine philosophische und schriftstellerische Tätigkeit. Dort entstand sein Hauptwerk „Der große Unbekannte". Die Freundschaft mit meinem Vater blieb bestehen und er besuchte ihn auch in Dessau, wo mein Vater an der dortigen Hofoper inzwischen •zum gefeierten Sänger avancierte und wo ich dann auch geboren wurde. Später waren wir oft bei Dellago in Nago zu Gast und ich erinnere mich noch aus meiner frühesten Kindheit dort das erste Mal Ludwig von Ficker, den Begründer der Zeitschrift „Der Brenner" begegnet zu sein. Diese hervorragende Literaturzeitschrift, die in Innsbruck erschienen ist, war ein einmaliger Höhepunkt, ein Zusammentreffen einer geistigen Elite, wie sie sich nie mehr in Tirol wiederholte. Der Herausgeber war ein wohlhabender Mäzen mit einem außerordentlichen Gespür für Talente, die Bedeutendes zu sagen hatten. Im Brenner erschienen zu jener Zeit schon u. a. Gedichte von Trakl, Leitgeb, Aufsätze von Theodor Hecker und Carl Dallago. Dallago schrieb über Kierkegaard, übersetzte Laotse und polemisierte später heftig gegen Theodor Häckers militanten Katholizismus. Vielen Lesern mag das alles gut bekannt sein, aber ich glaube doch, daß man jüngere Menschen gerade in Südtirol darauf hinweisen darf. Nach der Besetzung Südtirols durch die Italiener waren die Gemüter in Südtirol doch in Regimes gehörte. Dadurch entstand eine Atmosphäre, die alle menschlichen Beziehungen vergiftete und an der Beurteilung der Mitmenschen falsche Maßstäbe anlegte. So waren wir damals ein kleiner Kreis von Freunden, zu denen der Maler Fritz Ladtschneider gehörte (von dem ich später noch einiges erzählen werde). Mein Vetter Luis Runggaldier, ein sehr zurückgezogener, feinsinniger Maler, mit dem ich manche Nacht unzählige Male vom Waltherplatz zur Talferbrücke und wieder zurück spazierte. Unentwegt sprachen wir von Cezanne, Van Gogh, von Derain — und steigerten uns gegenseitig in eine Begeisterung, die uns glücklich machte und voll erfüllte. Zu den mir sehr freundschaftlich gesinnten Malern zählte auch Karl Moser und Weber Tirol. Ich kam auch mit Luis Trenker zusammen, der mir den Auftrag erteilte, für Berliner Zeitungen Portraitskizzen zu zeichnen. Trenker erzählte mir von dem Bildhauer Piffrader, den er sehr schätzte. Erzählen möchte ich noch von Peppi Moser, dem Bruder von Carl Moser. Er war das, was man bei uns einen harmlosen Spinner nennt, malte kleine, manchmal sehr hübsche Aquarelle, die er von Haus zu Haus pilgernd zu verkaufen versuchte. Gegen geringes Geld gelang ihm dies auch. Er war groß und dünn, trug einen langen Bart, schlief nach Möglichkeit im Freien — wenn’s zu kalt war suchte er einen Stadel oder eine bekannte Familie, die sich seiner annahm, auf. Er blieb aber nie länger als eine Nacht. Durch sein bescheidenes Wesen — er nahm meist nur einen Teller Suppe an — ließ er unmißverständlich durchblicken, daß er nicht zur bürgerlichen Welt gehören wollte und nur in der Not Almosen annahm. Auch uns gegenüber war er sehr kritisch — unser Leben wäre ganz falsch ausgerichtet, meinte er — und als ich ihm ein Bild von mir zeigte, welches einen Wald darstellte, wurde er fast zornig und sagte: „Wenn Du die Bam ohne Vögelen molst, böscht Du koa guater Moler". Wir freuten uns aber trotz seiner manchmal recht boshaften Kritik (die ja auch nie ganz ohne hintergründige Wahrheiten war), wenn er von Zeit zu Zeit kam. Seine Schwester, die zweite Frau von Carl Dallago, war eine Freundin meiner Mutter, so waren also fast familiäre Bindungen da.

Ich weiß nun nicht einmal mehr, ob es dazumal schon einen Künstlerbund oder eine kulturelle Vereinigung in Bozen gegeben hat. Kunstgalerien gab es noch keine, lediglich die „heimische Kunst" unter den Lauben zeigte von Zeit zu Zeit ein Bild eines heimischen Malers im Schaufenster. Als der Sommer, den ich auch eifrig mit Tennis spielen und Bergsteigen verbrachte, zu Ende ging, zog es mich wieder mächtig nach Berlin, was viele meiner Landsleute einfach nicht begreifen konnten. Dort erwarteten mich nach wenigen Monaten recht unerfreuliche Überraschungen. Doch davon das nächste Mal.

Josef Kienlechner

AUS EINEM BRIEF AN EINEN JUNGEN MALER

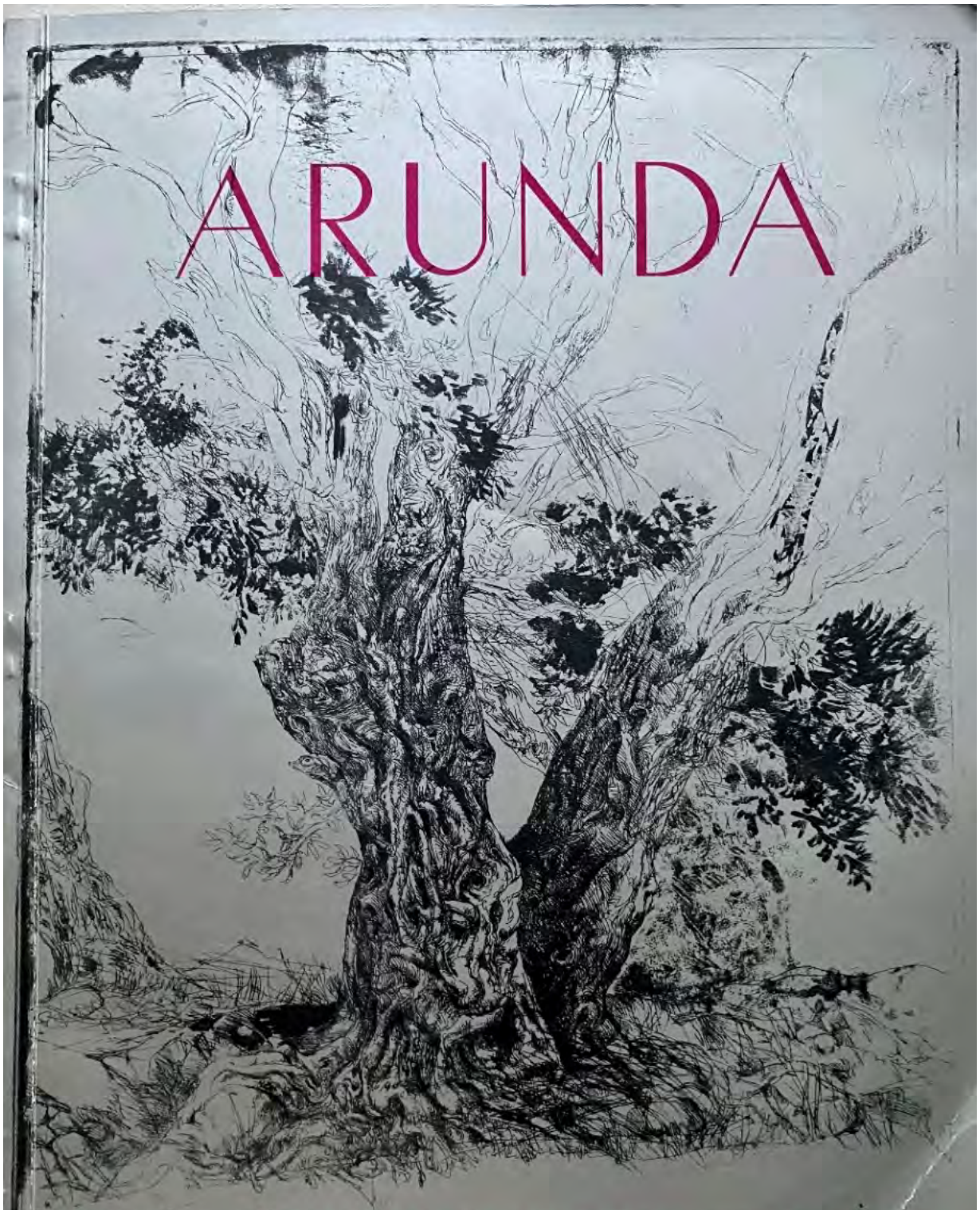
Die Entscheidung über das Gelingen eines Bildes fällt in wenigen Minuten intensivster Arbeit ...

Meist ist es nötig, Stunden, Tage oder Wochen aufbauend, zerstören, wiederanfangend, Gefundenes verwerfend sich darauf vorzubereiten.

Die größte Gefahr droht dem Maler dann, wenn er Angst davor hat, das Gefundene zu verderben. Verspürt er den Drang, weiterzuarbeiten, zu verdichten, zu bereichern — muß er dies bewußt auf die Gefahr hintun, alles Erreichte wieder zu zerstören. Hat er nicht den Mut dazu, will er das Bild „verbessern", so wird es unter seinen Händen dahinsterben. Die Materie, die eben noch zum Leben erweckte, wird nicht mehr singen und atmen. Sie wird Leben und Wahrheit vortäuschen wie ein ausgestopfter Vogel.

in: ARUNDA Südtiroler Kulturzeitschrift, 2/1976, S.52-59

ARUNDA



AKTUELLE SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT 2/1976